

wöhnlich schriftgelehrten Radegunde gerühmt.« Zudem habe sie sich »manche Freizügigkeit in liturgischen Belangen« gewährt.

Auch das Bild König Chlotars, den die Nachwelt stets als bösen Gegenspieler Radegundes beschrieben hat, müsse korrigiert werden: »Bei genauerem Hinsehen erscheint uns Chlotar eher als das nötige aktive und leitende Prinzip ihres Lebens. Er war es, der sie der »Barbarei« der fernen thüringischen Wälder entriß, um sie ins Frankenreich, ins Zentrum der sich gerade herausbildenden merowingischen Kultur, zu holen. Er war es, der sie zur Königin machte und ihr so den nötigen Rang für ihr späteres Wirkungsfeld gab. Er war es, der ihr dazu die solide Basis verschaffte, ihr Kloster.«

Im zweiten Teil beschreibt die Verfasserin, daß die Verehrung der Heiligen, die den größten Teil ihres Lebens in Frankreich verbracht hat, vor allem dort starke Verehrung findet. »Während neun französische Gemeinden den Namen Ste. Radegonde tragen, gibt es, auf 42 Départements verteilt, 150 weitere Orte, wo Radegunde in der einen oder anderen Form verehrt wird.« Aber auch im deutschsprachigen Gebiet fänden sich noch etwa 40 Radegundeorte. Kleinmann zeigt in mühevoller Zusammenstellung die ursächlichen Zusammenhänge dieser Kultorte auf und beschreibt detailliert den Umfang und die Ausformung der momentanen Heiligenverehrung.

Im dritten Teil ihrer Arbeit untersucht Kleinmann die volkskundlichen Hintergründe der Radegundeverehrung und betont, daß sie dabei die über 1400 Jahre währende Geschichte des Radegundekultes im Blick habe. Dabei stellt sie schon aufgrund der Etymologie des Namens Radegundes zahlreiche Berührungspunkte mit alten heidnischen Religionen fest. Für die Autorin wurde im Kult weniger die christliche Heilige oder die thüringische Prinzessin gemeint, sondern eine »archetypische Gestalt, die, als ihre früheren Erscheinungsformen nach dem Untergang ihrer Trägerkulturen verblaßten, die Züge Radegundes annahmen«. Das stört Kleinmann nicht übermäßig, denn auch »eine Göttin, welchen Ursprungs sie sei, trägt nur die Züge einer Vorläuferin weiter. Gerade das ist ja das Wunderbare an der Verehrung des Göttlichen, das

sich im kollektiven Gedächtnis weiter und weiter vererbt, seit das Bewußtsein der Menschen zur Anbetung und Verehrung erwacht ist«, meint die Autorin und beweist, daß sie den Sinn und das Wesen christlicher Heiligenverehrung nicht verstanden hat. Bei einem Vergleich mit keltischen und gallischen Mythologien entdeckt sie Parallelen zwischen der »sagenhaften« siebenfachen Flucht Radegundes und einer Naturgöttin die »jährlich zu feststehendem Datum sich dem Himmelsgott vermählte, dann vom Himmel unter die Erde verschwand, um einem chthonischen Gott anzugehören ... Radegunde verläßt ihren »alten« Gemahl Chlotar, um Jesus, dem strahlenden Helden des jungen Christentums, zu folgen.« In diesem Sinne versteht sie auch die äußerst strenge Askese Radegundes in der Fastenzeit: »Auch hier wieder das zyklische Verschwinden, bei dem das körperliche Leben durch die Unterernährung fast aufhörte, während der Geist in mystischer Vereinigung mit Christus weilte; dann das Wiedersehen am Auferstehungstag, dem alten Frühlingsfest Ostaria.« Selbst der Tod der heiligen Radegunde wird von Kleinmann archetypisch gedeutet: »Radegundes Todesdatum ist ohne Zweifel Mittwoch, der 13. August 587. Es liegt im Bereich des keltischen Hauptfestes Lugnasad. Wieder könnte man sagen, daß das ein Zufall ist und weiterer Überlegungen nicht wert. Die große Heilige – ein Spielball des Zufalls im Kosmos?«

Alles in allem gesehen handelt es sich bei dem vorliegenden Buch um ein esoterisches und auch politisches Werk einer Autorin, die bereits im Jahr 1993 von einer Studientagung des Arbeitskreises für Erdstall- und Souterrainforscher berichtet hat. Der Radegundeband wurde mit historischer Fleißarbeit erstellt, gewinnt aber selbst durch drei Geleitworte hochkarätiger Kirchenmänner nicht an Wert für die Theologie. Während Bischof Paul-Werner Scheele von Würzburg in seinem Geleitwort Radegunde als eine Heilige bezeichnet »gerade unserer Zeit, die erfüllt ist von Kriegsnot und Flüchtlingseleid«, erkennt die Verfasserin in Radegunde nur noch eine Schutzpatronin gegen die atomare Gefahr.

Sabine Düren, Buttenwiesen

Liturgiewissenschaft

Wenz, Helmut: *Körpersprache im Gottesdienst: Theorie und Praxis der Kinesik für Theologie und Kirche*. 2. erw. Aufl. – Leipzig: Evang. Verl.-Anst. 1996, 198 S., ISBN 3-374-01575-1.

Nimmt man »das Zeugnis der Evangelisten von der Körpersprache Jesu« ernst, so sind Mimik,

Blick, Gesten und Körperbewegung, sogar Körperkontakt ebenso bezeugt wie nonverbale Elemente u. ä. Daraus folgt für uns: »Wenn wir in der Nachfolge Jesu stehen wollen, dann sollten wir nicht nur wie er reden, sondern zugleich auch wie er handeln« (S. 160). Was zu tun ist und wie es zu tun ist, zeigt Vf. für den evangelischen Gottesdienst in

verschiedenen Kapiteln anschaulich auf. Es geht um verbale und nonverbale Kommunikation im Gottesdienst, um die Besonderheiten der Körpersprache und die historischen Gründe für ihre Vernachlässigung. Detailliert werden einzelne nonvokale Signale im Gottesdienst erörtert: Gesichtsausdruck, Blick, Gesten und Körperbewegung, Körperhaltung, Körperkontakt oder -berührung (Tast-sinn), räumliches Verhalten, Kleidung und andere Aspekte der äußeren Erscheinung, Geruchs- und Geschmackssignale. Dann folgen vokale Signale: Stimme, Musik, andere Laute und Geräusche. Als

besondere nonverbale Signalkomplexe im Gottesdienst werden Tanz und Verkündigungsspiel erörtert. Hilfreich sind die Ausführungen zu den verschiedenen Rollen im Gottesdienst.

Vieles von dem, was sachkundig vorgestellt und erläutert wird, soll dazu dienen, diese – im katholischen Gottesdienst immer noch (?) geläufigen – Elemente evangelischen Gottesdienstleiter/innen »schmackhaft« zu machen. Auch Katholiken lesen dieses Buch mit Gewinn. Rezensent verhehlt nicht, daß ihn das konsequent gebrauchte »Binnen-I« irritiert. Kurt Küppers, Augsburg

Ethik

Wuketits, Franz M.: Warum uns das Böse fasziniert. Die Natur des Bösen und die Illusion der Moral. Stuttgart: Hirzel Verlag 1999, 275 S., ISBN 3-7776-0938-2, DM 38,00.

»Ich verstehe unter Moral generell die Summe der Regeln oder Normen, die von den Individuen einer Gesellschaft zu befolgen sind, damit diese funktionsfähig bleibt und überleben kann.« (8) Vor dem Hintergrund der Evolutionstheorie von Charles Darwin, die der Vf. als unumstößlichen Ausgangspunkt seiner Ausführungen betrachtet, erscheint der pragmatische Ausgangspunkt der Moral als »Naturgesetz«, dessen Hinterfragung einer Leugnung unserer Geschichte gleichkommen würde.

Der Vf. anerkennt, dass die Menschen die einzigen (uns bekannten) Lebewesen sind, die zwischen »gut« und »böse« unterscheiden können. Im Unterschied zum christlichen Moralverständnis gibt der Vf. jedoch zu erkennen, dass die Moral (Normen, Werte, Gewissen etc.) sich erst in der Geschichte herausgebildet hat (»unser moralisches bzw. unmoralisches Verhalten ist nichts weiter als die ›Verlängerung‹ und ›Verfeinerung‹ uralter, in der Stammesgeschichte entstandener Verhaltensweisen, die ursprünglich nichts mit moralischen Kategorien zu tun hatten« [88]).

Den zentralen Antrieb des Menschen sieht der Vf. im Egoismus begründet, ohne den die Menschheit in ihrer stammesgeschichtlichen Entwicklung nicht überlebt hätte. Dieser Egoismus, der sich bei Tieren instinktmäßig ausdrückt und auch im Menschen tief verwurzelt ist, ist durch die Herausbildung von moralischen Maßstäben in gewisse Bahnen gelenkt worden. Für den Vf. steht unumstößlich fest, dass es die längste Zeit in der Evolution kein Gewissen gegeben hat, keine Tugenden und keine Zehn Gebote. Da die Relativität von gut und böse sich nach Ansicht des Vf. evolutionsbiologisch belegen läßt, erscheint nicht nur das Gute,

sondern auch das Böse als (pragmatische) Notwendigkeit: »Die Abwesenheit oder die Nicht-Existenz des Bösen gäbe dem Menschen gar keinen Grund, gut sein zu wollen. Sein Wille zum Guten – was auch immer konkret darunter verstanden wird – beburdet den Menschen nicht nur mit dem ständigen Kampf gegen das Böse, sondern veranlaßt ihn auch dazu, das Böse zu pflegen, damit sich dieser Kampf nicht im luftleeren Raum abspielt. Der Mensch scheint also des Bösen dringend zu bedürfen, es liefert ihm die Motivation für seine Moral- und Rechtssysteme.« (41)

So ist beispielsweise die Existenz der Lüge eine Notwendigkeit, wengleich der Vf. eingesteht, dass eine Gesellschaft, in der Trittbrettfahrer überhandnehmen, in ihrem Bestand gefährdet ist: »Der Betrug zahlt sich also nur aus, wenn ihn bloß wenige begehen.« (62) Vor der evolutionsbiologischen »Tatsache«, dass »wir Menschen modifizierte Affen sind und nicht das bevorzugte Geschöpf eines gütigen Gottes« (115), ist die heutige Gesellschaft aufgerufen, ihre »animalische Natur« in den Mittelpunkt ihrer Forschung zu rücken und notwendige Konsequenzen daraus zu ziehen.

Aufgrund seines evolutionsbiologistischen Weltbildes warnt der Vf. vor »Moralaposteln«, die das »Gute« predigen, aber in Wirklichkeit nur den lebensnotwendigen Egoismus des Menschen überdecken wollen. Zu den Moralisten zählt der Vf. in gleicher Weise das von der Aufklärung propagierte Ideal der Brüderlichkeit, wie die Moralvorstellungen der katholischen Kirche. Den Grund, warum auch Egoisten hilfsbereit sind, führt der Vf. im letzten immer auf egoistische Motive zurück, weswegen der Hilfsbereite, der Freundliche etc. nur ein Täuschungsmanöver vornimmt, da er nicht anders kann, als seinen Vorteil zu suchen. Mit zahlreichen Beispielen verdeutlicht der Vf., dass die Menschen das Böse unbedingt »brauchen« und auch suchen (Boxwettkämpfe, Gewalt im Fernsehen etc.).

Der Vf. versucht mit seinen Ausführungen, den